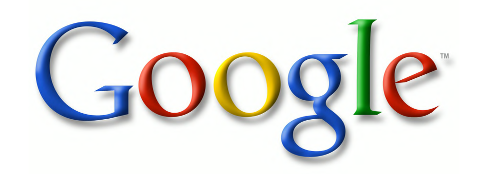
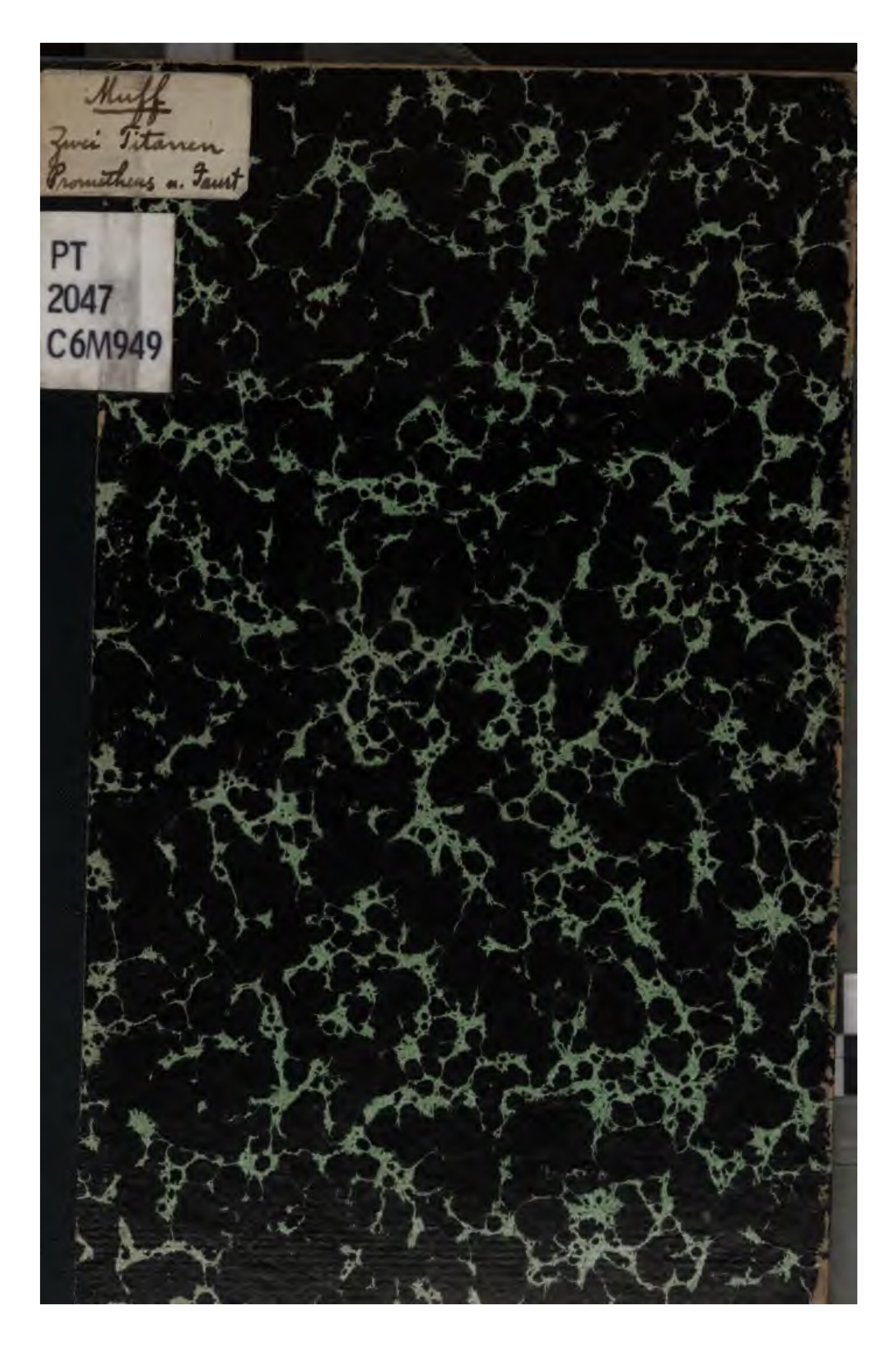





Muff
Zwei Titanen
Prometheus u. Faust
PT
2047
C6M949


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Zwei Titanen, Prometheus und Faust.

Ein Vortrag

von

Dr. Christian Muff.

Halle,
Verlag von Richard Mühlmann.
1888.

W. A. Cooper
Berlin
Feb. 1909

Zwei Titanen,

Prometheus und Faust.

Ein Vortrag

von

Dr. Christian Muff.

Halle,
Verlag von Richard Mühlmann.
1888.



Zwei Titanen,

Prometheus und Faust.

Ein Vortrag

von

Dr. Christian Muff.

Halle,
Verlag von Richard Mühlmann.
1883.

Je älter die Menschheit wird, je weiter sie fortschreitet und sich entwickelt, desto reicher wird ihr Leben, desto größer die Fülle ihrer Pläne und der Mittel, diese Pläne auszuführen. Zumal in unseren Tagen herrscht eine Vielheit der Beschäftigungen und Berufsarten, der Anschauungen und Grundsätze, der religiösen, politischen und socialen Parteien, daß es schier unmöglich scheint, noch etwas Gemeinsames in dem Getrennten herauszufinden und von irgend einer Bestrebung zu sagen, sie sei die letzte und höchste und liege allem anderen zu Grunde. Und doch ist ein solcher Zug vorhanden, man soll nur nicht die Augen vor ihm verschließen. Es ist der Zug des Herzens zu Gott hin, es ist das Gefühl der Abhängigkeit von einer höheren Macht. Die Griechen und Römer, die doch Heiden waren und auch in ihren größesten Geistern nur bis an die Schwelle des Christentums heran reichten, die waren sich dieser Abhängigkeit bewußt und handelten demgemäß. „Alle Menschen bedürfen der Götter" heißt es in einem Verse der Odyssee, den offenbar um seines Inhalts willen Melanchthon für den schönsten im ganzen Homer erklärt; und der Apostel Paulus kann den Athenern, den gebildetsten und freigeistigsten von allen Griechen, das Zeugnis ausstellen, daß sie in allen Stücken gar sehr die Götter fürchten, daß sie aus frommer Scheu dem unbekannten Gott einen Altar errichtet haben, und daß von etlichen Poeten bei

ihnen gesagt war: wir seien göttlichen Geschlechts. — Das scheint jetzt anders geworden, das religiöse Bewußtsein scheint im Niedergang begriffen. Allein ob auch tausend und aber tausend von einem persönlichen und lebendigen Gott nichts mehr wissen wollen, ob sich etliche Vertreter der Wissenschaft und große irregeleitete Massen noch so eifrig bemühen, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden vom Throne zu stoßen und die Menschheit von dem vermeintlichen Wahn, der wie ein Alp auf ihr laste, von diesem unerträglichen und wie sie sagen der freien Menschheit, zumal der des 19. Jahrhunderts, ganz unwürdigen Joche zu befreien, es bleibt doch dabei, der religiöse Sinn, die angeborne Gottesfurcht ist eine Macht in dem einzelnen und in der Gesamtheit, und wie diese Macht in der Vergangenheit das treibende Motiv gewesen ist, so wird sie in alle Zukunft die Geschicke der Menschheit wesentlich bestimmen.

Gewiß giebt es viele Beziehungen, die nicht unmittelbar mit der Religion etwas zu thun haben und die doch sorglich gepflegt zu werden verdienen. Es ist recht und hocherfreulich, daß alle guten Kräfte entwickelt, alle Keime entfaltet, alle Felder bebaut werden; aber wie niedrig würde doch der von dem Menschen denken, der ihn nur für diese Erde da sein ließe, der ihn in die Grenzen der Vergänglichkeit, und wenn sie noch so kultiviert wäre, einschlösse, der sein Sehnen nach dem Idealen, nach dem Jenseits für Thorheit erklärte. Dieses Leben mit all seinem Jammer und Elend wäre wahrhaftig nicht lebenswert, wenn es Anfang und Ende zugleich wäre, und nicht vielmehr der Anfang zu etwas Besserem, die Vorbereitung für das

ewige Leben. Damit wird die Verpflichtung durchaus nicht beseitigt, vielmehr erst recht begründet, schon hienieden alles zu möglichster Vollendung zu führen. Um des Göttlichen im Menschen willen muß alles geschehen, was nur immer in rechter Weise geschehen kann, das Dasein erträglich, lieblich und schön zu gestalten. Die Wissenschaft soll und muß sich frei und ungehindert entwickeln; der Pflege der Kunst ist aller Vorschub zu leisten; und man hat denen Achtung und Dank zu zollen, die im Kampf für das Gemeinwohl, für die Hebung des äußeren Lebens, für Recht und Freiheit sich opfern. Wichtiger aber ist doch der Dienst derer, welche nicht müde werden das innerste und eigentlichste Verlangen der unsterblichen Seele zu stillen und ihr durch Versöhnung mit Gott zu Ruhe und Frieden zu verhelfen.

Jene Männer, denen es vergönnt ist, durch große Thaten in die Geschicke der Völker heilsam einzugreifen, ihrer Entwickelung neue Bahnen zu eröffnen und ihnen Macht und Glanz, Ehre und Ruhm zu verschaffen, die pflegt man Heroen zu nennen. Diejenigen aber, welche, ohne vom Lichte des Evangeliums erleuchtet zu sein, mit dem Herrn da drinnen in der Brust und mit dem, der über den Wolken thront, mit den Mächten des Lichts und der Finsternis, mit den letzten und höchsten Rätseln des Daseins ringen und in heftigem Ansturm, mit kecker Durchbrechung aller Schranken sich und anderen wahres Glück zu bereiten trachten, die heißen billig Titanen. Nicht deshalb, weil dem Griechischen Mythus zufolge die Titanen mit Zeus und den übrigen olympischen Göttern einen furchtbaren, die ganze Welt bis in die Tiefen des Tartaros erschütternden

Kampf kämpften, einen Kampf, in welchem es sich um Sein und Nichtsein handelte, und in welchem sie schließlich erlagen; sondern weil ein Titane, Prometheus, es war, der zuerst die Rechte der Menschheit den Göttern gegenüber geltend zu machen wagte und damit der Vorkämpfer einer großen Idee wurde.

I. Der Titane Prometheus.

Das Altertum kennt keinen zweiten Mann, der, wie Prometheus, schon in grauer Vorzeit die höchsten Ziele sich gesteckt und darum so recht eigentlich die Menschheit repräsentiert hätte. Kein Wunder daher, daß sich Sage und Dichtung mit diesem Titanen und seinem gewaltigen Ringen befaßt haben, und daß es gerade der spekulativste der griechischen Tragiker ist, dem wir eine ausgezeichnete Behandlung dieses Stoffes verdanken.

Was die Sage von Prometheus berichtet, ist im wesentlichen folgendes. Er war ein Sohn des Titanen Japetos, hatte im Titanenkampfe auf Seite des Zeus gestanden und verfeindete sich erst mit ihm, als sich zu Mekone Götter und Menschen auseinandersetzten. Er machte nämlich, nachdem er einen Stier zerstückelt hatte, zwei ungleiche Teile; der eine bestand aus dem Fleisch und den Eingeweiden, der andere aus den Knochen; um nun den Zeus zu überlisten, bedeckte er jenen mit einem schlechten Stück, dem Magen, während er auf diesen eine Fettschicht legte. Zeus merkte den Betrug, wählte aber doch den schlechteren Teil, um, wie die Alten meinten, einen Grund zu haben, den Menschen durch Entziehung des Feuers zu schaden. Es kannten nämlich die Menschen das Feuer von der Zeit her, wo sie mit den

Göttern alles gemein hatten. Prometheus aber stahl das Feuer wieder vom Herde des Zeus und brachte es in einem hohlen Stabe zu den Menschen zurück. Das war eine That von unermeßlicher Tragweite, eine That, die erst den Prometheus zum Prometheus, zum vorsichtigen, erfindungsreichen Denker machte und ihm zu der hohen Stellung verhalf, die er in der Überlieferung einnahm. Er ward damit in den Augen der Griechen zum Begründer der Kultur und zum Wohlthäter der Menschheit. Man braucht bloß an jene Fülle von Segnungen zu denken, die Schiller im Lied von der Glocke dem Feuer zuschreibt, und man begreift die göttliche Verehrung, die dem Prometheus gezollt wurde. Aller Aufschwung des Lebens, des leiblichen wie des geistigen, datiert vom Gebrauche des Feuers. Erst mit ihm war die Möglichkeit der Bildung, der Herrschaft über die Natur und alle ihre Kräfte, der freien geistigen und religiösen Entwickelung und damit einer prüfenden, kritischen Stellung gegenüber der Gottheit gegeben. Dann versteht man es aber auch, wie ein neidvoller Gott sowohl dem, der das Feuer gestohlen, als denen, die es bekommen hatten, grimmig zürnte und zu schaden beflissen war. Diesen, den Menschen, schickte Zeus die Pandora, das mit aller Schönheit und Anmut, aber auch mit allem verführerischen Liebreiz und aller Verschlagenheit ausgestattete Weib, das den Deckel von jenem verhängnisvollen Fasse nahm, aus welchem alles Böse, alle Mühsal und alle Krankheit in die Menschheit hinausflog; den Prometheus aber ließ er in Fesseln schlagen und an eine Säule binden, und dann sandte er einen Adler, der ihm jeden Tag die Leber zerfleischte, die in der

Nacht immer wieder wuchs, bis endlich der Töter der Ungeheuer, der Erretter der Bedrängten, Herakles, kam, den Adler erlegte, den Prometheus losband und zwischen ihm und Zeus eine Versöhnung zustande brachte.

So weit die Sage. Sie vereinigt wunderliche Züge mit solchen von tiefer Bedeutung. Auffallend müssen wir es namentlich finden, daß Zeus absichtlich sich täuschen läßt, um nur den Menschen schaden zu können. Wir sollten meinen, ein Gott, der so handelte, wäre bei aller Schlauheit doch dumm und böse zugleich, und darum könne und dürfe ein Gott so nicht gehandelt haben. Aber es geht das zurück auf die uralten Vorstellungen der Griechen vom Neide der Götter, die den Menschen darum nichts Gutes gönnen und ihrer Entwickelung hindernd in den Weg treten, weil diese, sobald es ihnen wohl geht und das Glück sie begünstigt, sich überheben und von der Herrschaft der Himmlischen zu befreien suchen. Ein sinniger Beobachter will herausgefunden haben, der Versuch des Prometheus, bei der Teilung der Gaben den Zeus zu überlisten, verrate das böse Gewissen der Menschheit, die damit zu verstehen gebe, daß es mit ihrem Gottesdienste nicht stehe, wie es stehen solle, weil sie der Gottheit nicht das Beste gebe; und ebenso deute der Feuerraub an, daß es auch mit ihrer Kultur nicht richtig stehe, und daß nur diejenige Kultur die rechte sei, welche mit lauterer Beugung vor der himmlischen Macht Hand in Hand gehe. Doch so bestechend diese Erklärung ist, sie ist schwerlich richtig; sie findet mehr in dem Mythus vor, als wirklich darin liegt. Mich will bedünken, in jenen Erzählungen von der List und vom

Feuerraub des Prometheus gebe sich wohl das Bestreben kund, das Verhältnis zwischen der Gottheit und der Menschheit zu regeln, aber auch die Ohnmacht, zu einem befriedigenden Ergebnis zu gelangen. Der Mensch will zu hoch hinaus, der Gott wird zu tief herabgezogen, und das Ende ist eine Feindschaft, die durch das Eingreifen des Herakles nur äußerlich gehoben wird.

Dieses mythischen Stoffes bemächtigte sich nun Aischylos, einer der tiefsinnigsten und wegen der Urgewalt und Hoheit seiner Probleme bewunderungswürdigsten Dramatiker aller Zeiten. In drei zusammenhängenden und zu einer Trilogie verbundenen Stücken behandelte er das fruchtbare Thema. Vorhanden ist von den drei Dramen nur noch eins, das mittlere. Die beiden anderen sind verloren gegangen; aber dem Scharfsinn und der Kombinationsgabe trefflicher Philologen verdanken wir es, daß wir nicht bloß die Titel, sondern auch etwas vom Inhalt und vom Verlauf der Entwickelung kennen.

Das erste Stück der Trilogie, der Feuerbringende Prometheus (*Προμηθεὺς πυρφόρος*), erzählt, wie der Titane schuldig wird. Zunächst zwar leistet er im Titanenkampfe, dessen Ausgang die ersten Scenen füllt, dem Zeus die größten Dienste; er rät ihm die Kyklopen zu befreien, welche ihm eine siegreiche Waffe, den Blitz, gaben, als aber dann, nachdem die Uranionen, Kronos und die Titanenschar besiegt und in den Tartaros gestürzt sind, die neuen Götter die Himmelsämter unter sich verteilen, und niemand von ihnen Lust bezeigt, die Sorge für die Menschen zu übernehmen, da kommt es zwischen dem Gott und

dem Titanen zum Bruche. Zeus will die armen Thongebilde, die Menschen, vernichten und neue Wesen schaffen. Dem widersetzt sich Prometheus auf das äußerste; und als alles Reden nichts fruchtet, macht er den Zeus bedenklich und nachgiebig durch die Prophezeiung, daß allein der Sohn eines sterblichen Weibes ihn dereinst von dem Fluche, den sein Vater Kronos über ihn verhängt habe, befreien könne. So steht Zeus von seinem Vorhaben ab, die Menschen zu vertilgen, er läßt sie aber in all ihrer Verkommenheit. Das kann der, der sie eben gerettet hat, nicht ruhig mit ansehen; sie sollen nicht bloß leben, sie sollen auch menschlich leben, sie sollen sich frei und fröhlich entwickeln. Zu dem Ende bringt er ihnen in einer Ferulstaude das Feuer vom Himmel und giebt ihnen statt der entsetzlichen Gabe, die Zukunft und das Ende zu schauen, die belebende, beseligende Hoffnung.

Hier wird Prometheus schuldig. Er selber hatte den Olympiern zum Siege verholfen und die neue Ordnung der Dinge mitbegründen helfen, nun verstieg er sich zu einem Raube am Eigentum der Götter und suchte die Sterblichen zu einer Vollkommenheit zu erheben, die den Unsterblichen vorbehalten war. Das ist der tragische Konflikt. Prometheus frevelt, aber er frevelt aus Mitleid und Liebe; Prometheus thut Gutes, aber er thut es auf dem Wege des Unrechts. Eine einfachere, wahrere und zugleich fruchtbarere Kollision von Pflichten kann sich ein Tragiker nicht wünschen. Wir sind gespannt und begierig zu hören wie dieser Zwiespalt sich lösen wird.

Daß den Prometheus zunächst für sein Vergehen Strafe trifft, ist ganz in der Ordnung; nur ist die Strafe gräßlich.

Auf Befehl des Zeus wird er von dessen Dienern Kraft und Gewalt an die äußersten Enden der Welt geführt und dort im öden Skythenlande vom Hephaistos an einen Felsen geschmiedet.

Diese Fesselung und was unmittelbar auf sie folgt, bildet den Inhalt des zweiten, allein erhaltenen Stückes, des Gefesselten Prometheus (*Προμηθεὺς Δεσμώτης*). Aus dem Munde der rohen Trabanten des Zeus erfahren wir noch einmal, warum Prometheus in das Eisennetz geschlagen wird: weil er den Menschen Ehren über Recht hinaus gegönnt hat. Dann bricht der gequälte Titane in ergreifende Klagen aus. Er, ein Gott, muß von Göttern solche Schmach und Qual erdulden! Und warum? Weil er den Menschen Heil gebracht, weil er ihnen eine Fülle neuen Lebens erschlossen hat!

Es kommen die Töchter des Okeanos, die Okeaniden, auf Flügelwagen vom Meere herangefahren. Sie haben bis in ihre Grotten hinein des Hammers weithallenden Schlag vernommen, sind alle blöde Scham überwindend schuhlos herbeigeeilt und bemitleiden nun, indem sie den Chor des Stückes bilden und ergreifende Lieder singen, den göttlichen Dulder. Nur daß er den Tageskindern der Flamme Blick geoffenbart, halten auch sie für einen Frevel; er aber bekennt, daß er gern gefrevelt, gern um der Menschen willen dieses Leid sich bereitet habe! Wie lebhaft erinnern doch diese Worte an die Haltung der Sophokleischen Antigone, die sich auch rühmt aus Frömmigkeit zu freveln und durch Übertretung des Staatsgesetzes die ewigen, ungeschriebenen Gesetze der Götter zu erfüllen! Übrigens ist Prometheus nicht ohne Hoffnung. Zeus braucht ihn einst

noch, wenn es gilt, den Verrat zu enthüllen, der ihn um seine Herrschaft zu bringen droht. Dann soll der Gott ihn schon lösen, oder er weiß zu schweigen. Das Anerbieten des Vaters Okeanos, der gleichfalls von Mitleid bewogen herzueilt und zwischen dem Titanen und dem Gotte vermitteln will, wird abgelehnt. Prometheus ist ganz erfüllt von dem stolzen Bewußtsein, einmal den Göttern, dann aber den Menschen die größten Dienste geleistet zu haben. An jene hat er Ehren und Ämter verteilt; und an diese? Sie hatten Augen und sahen nicht; sie hatten Ohren und hörten nicht; wie Traumgestalten warfen sie die lange Zeit über alles blindlings durcheinander, kannten nicht das sonnige, schöngeformte Wohnhaus, lebten wie leichtwimmelnde Ameisen in sonnenloser Höhlen Nacht, wußten nichts von der Sternenkunde und ihrem Nutzen für den Landbau, sondern lernten dies alles erst von ihm, und dazu der Zahlen Kunst und der Schrift Gebrauch, und wie man den Nacken der Stiere ins Joch spannt und das zügelfrohe Roß vor den Wagen schirrt, und Schiffe baut, das Meer zu durchfahren, und wie man die Krankheit heilt und die Schätze der Erde hebt und aus Eingeweiden und Vögelflug den Willen der Götter erkennt — kurz, von ihm empfingen die Sterblichen alle Kunst, alle Kultur und alle Verfeinerung des Lebens.

Des Inachos Tochter Io, die von der eifersüchtigen Here mit Wahnsinn gepeitscht und ruhelos durch die Länder der Erde gejagt wird, kommt auf ihrer unseligen Wanderung auch zum gefesselten Prometheus und erfährt von ihm, daß ein Sohn aus ihrem Geschlecht nach Generationen seine Fesseln zu lösen be-



stimmt ist. Wenn Zeus dies geschehen läßt, so wird sein Untergang abgewendet; wenn er es nicht geschehen läßt, so geht er ungewarnt die Ehe mit einem Weibe ein, deren Sproß größer sein wird als sein Vater; dann also wird Zeus überwältigt und gestürzt.

Nach der Jo erscheint der Götterbote Hermes. Was Okeanos durch freundliches Zureden nicht erreicht hatte, erreicht Hermes erst recht nicht durch Drohen und Schelten. Prometheus soll sein Geheimnis kund thun, damit Zeus sich zu schützen vermag; aber nicht eher will dieser sich dazu verstehen, als bis der Fesseln Schmach ihm abgenommen ist. Das möge er, so herrscht er den Gott an, nur nicht glauben, daß ein Prometheus je vor Zeus Ratschlüssen weibisch sich fürchte und nach Frauenart zu diesem allverhaßten Gotte flehend die Hände ausstrecke! Solchem Hohn begegnet Hermes im Namen des Zeus mit furchtbarem Machtspruch: Unter Blitz und Donner soll der Titane, umklammert vom Felsenarm, in die Nacht des Tartaros hinabfahren, um endlich zu gesteigerter Qual an das Licht heraufzusteigen. Dann wird tagtäglich der Adler des Zeus seinen Leib zerfleischeu und mit seiner immer neu wachsenden Leber sich sättigen. Und nicht eher wird diese Pein endigen, als bis ein Gott sich findet, der bereit ist an seiner statt in der Nacht des Hades zu wohnen. — Und wirklich! Kaum hat sich Hermes entfernt, so brüllt der Donner und zuckt der Blitz und heult der Sturm und rast das Meer, und im Aufruhr der Elemente, erschreckt zwar doch ungebeugt, ein Titane auch beim Hereinbrechen des Gerichts, versinkt Prometheus mitsammt dem Felsen in gähnende Tiefe.

Welch ein Stück! Wie schauerlich in der Scenerie, wie erhaben in den Personen, wie gehaltvoll in den Ideen und Motiven! An den Enden der Erde, in trostloser Einsamkeit, wird ein Gott von den Schergen des obersten der Götter an eine Felswand angenagelt, um der Glut der Sonne und dem Frost der Nacht abwechselnd anheim zu fallen! Das ist ein Schauspiel, ein furchtbares Schauspiel selbst für Götter! Und doch ist es nicht sowohl die äußere Handlung als vielmehr die innere, die unsere Blicke fesselt. Viel mehr als der erschütternde sinnliche Vorgang beschäftigt uns der dialektische Proceß und der stolze, großartige Charakter des Helden. Denn vergegenwärtigen wir uns um was es sich handelt. Die Menschheit hat ein Recht, aus der Nacht zum Licht, aus der Roheit zur Bildung, aus der gesetzlosen Naturwelt zur sittlichen Weltordnung vorzudringen; sie hat ein Recht, nach Freiheit zu streben, sich vernunftgemäß zu entwickeln und die Welt sich unterthänig zu machen; sie hat ein Recht, ja sie hat die Pflicht, auch nach der Ansicht der Griechen, sich zur höchsten Vollkommenheit auszubilden. Aber freilich, und das bildet die Kehrseite, sie darf das nicht thun im Gegensatze zur Gottheit; sie darf nicht auf bösem Wege zum Guten gelangen, nicht die Ordnungen des Zeus überspringen wollen. Das geschieht aber durch Prometheus, und darum ist ein Zusammenstoß und ein heftiger Rückschlag unvermeidlich. Man muß sich über das Wohlwollen freuen, das Prometheus den Menschen zuwendet; man darf es aber auch dem Zeus nicht verargen, wenn er den, der ihm ins Amt greift, mit seinem Zorne verfolgt. Über diese eigentümliche Mischung von

Recht und Unrecht auf Seiten des Prometheus war sich der Dichter vollkommen klar. Er hat für seine That nicht nur Lob, sondern auch Tadel. Seine besten Freunde im Stücke, die Okeaniden und Okeanos selber, halten ihm vor, er habe gefrevelt und schwere Schuld auf sich geladen; und Prometheus selbst hat des gar kein Hehl. Und doch hat der Dichter den Prometheus in das allergünstigste, den Zeus in das allerungünstigste Licht gesetzt. Denn was ist Zeus in diesem Stücke? Ein grausamer Tyrann, ein Gott ohne Liebe und ohne Erbarmen, ein Wesen, das um das Wohl und Wehe der Sterblichen sich nicht kümmert und nur auf den eigenen Vorteil bedacht ist, die persongewordene Ungerechtigkeit, Undankbarkeit und Härte! Wahrlich, man kann sich des Staunens über eine solche Schöpfung bei einem so frommen Dichter, wie Aischylos es war, nicht erwehren. Wie bringt er, dem alles daran lag über die göttlichen Dinge Licht und Klarheit zu verbreiten, frommen Sinn zu wecken und das Heilige zu ehren, wie bringt er es fertig, einen so abstoßenden Gott zu zeichnen? Man könnte antworten, was ja richtig ist, daß aus eigener Kraft und Vernunft kein Volk, und wenn es geistig noch so hoch stünde, kein Philosoph und kein Dichter, und wenn sie noch so ideal gerichtet wären, den wirklichen Gott, den heiligen und gerechten, wie er selber sich uns in der Schrift Alten und Neuen Testaments geoffenbart hat, zu schauen und auch nur annähernd richtig darzustellen vermag, und daß auch die Götter der Griechen bei allem Glanz und aller Schönheit im Grunde doch nur gehobene Menschen, Menschen mit einigen göttlichen Zügen und vielen menschlichen

Schwächen sind; gewiß; aber es haben doch andere Dichter idealere Göttergestalten entworfen und Aischylos selber führt uns sonst einen viel höheren, viel heiligeren Zeus vor, ja seine Götter gehören zu den göttlichsten Gebilden. Wir müssen also die Frage wiederholen, was bezweckt Aischylos mit jenem ungöttlichen Gott? Man hat neuerdings gemeint, unser Dichter wolle nichts Geringeres als dies sagen: „Der Menschengeist wird es über den Zeus gewinnen; Zeus hat wohl jetzt die Macht, aber seine Blindheit wird ihm den Untergang bringen; der Mensch muß zwar vieles durch den Neid des Zeus erleiden, aber Zeus stürzt und der Menschengeist steht endlich siegreich auf dem Plane.“ Mit anderen Worten: „Die Religion wird fallen, die Kultur wird bleiben, so schmerzlich sie errungen werden muß.“ Das wäre ja der Atheismus in der ausgeprägtesten Form, ein Atheismus so radikaler Art, daß die modernen Gottesleugner ihn nicht zu überbieten vermöchten! Und den soll Aischylos gepredigt haben, in dem nach allem, was uns von ihm berichtet wird, und was wir aus seinen eigenen Dramen ersehen, der Glaube an die Griechische Götterwelt lebendig und stark war, der zwar die überlieferten Mythen zu reinigen und zu klären suchte, der aber dabei ein tiefreligiöser Mann blieb und eine vernünftige Weltregierung nur in der Weisheit und Gerechtigkeit Gottes erblickte?

Nein, eine solche Erklärung ist völlig unhaltbar. Selbst wenn wir von der Frömmigkeit des Dichters absehen, sein Kunstverstand konnte sich bei jener Lösung unmöglich beruhigen. Man mag die Sache vom religions-philosophischen oder sittlichen oder

vom rein künstlerischen Standpunkte aus betrachten, das Stück ist, wenn es als abschließend betrachtet wird, wenn der Titane, der uns durch die Gerechtigkeit seiner Sache anzieht und durch die Unerschütterlichkeit seines Charakters imponiert, zu Grunde geht, während Zeus, der eifersüchtige, erbarmungslose Tyrann, triumphiert, eine schrille Dissonanz, eine nicht Frieden sondern Unruhe und Empörung stiftende Lösung.

Ein Volk, das die überlieferten, fleckenbehafteten Götter ruhig erträgt und stumpfsinnig alle Widersprüche in den Kauf nimmt, steht auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung. Dagegen verrät es eine viel gereinigtere Religionsanschauung, wenn es dazu fortschreitet, die Götter in menschlicher Weise zum Guten sich entwickeln zu lassen, wenn es ihnen nicht die enge Sphäre des Egoismus, des Neides auf menschliche Größe, zum bleibenden Tummelplatz anweist, sondern sie dahin führt, daß sie sich selbst überwinden und zur Menschheit eine vernunftgemäßere, sittlich gerechtere Stellung einnehmen.

Wie? Wenn dies bei Aischylos der Fall wäre? Wenn mit dem Charakter seines bis dahin durch Lieblosigkeit abstoßenden Gottes eine erfreuliche Veränderung vorginge, wie sie unbedingt vorgehen muß? Wenn noch ein drittes Stück existierte, in welchem allen Wünschen Rechnung getragen würde?

Und ein solches Stück war wirklich vorhanden, es war das der Befreite Prometheus (*Προμηθεὺς Λυομενος*). Nach dem, was die Gelehrten aus Notizen und Fragmenten geschlossen haben, war der Inhalt der Schluß-

tragödie*) etwa dieser: Die Drohung des Zeus ist in Erfüllung gegangen; Prometheus ist aus der Nacht des Tartaros wieder zum Licht emporgehoben, schwebt wieder in trostloser Einsamkeit, aber diesmal am Kaukasus gefesselt, und muß es sich ruhig gefallen lassen, daß ein Adler ihn täglich zerfleischt. Aber er ist stille geworden, er höhnt und trotzt nicht mehr, er ist geneigt sich mit Zeus zu versöhnen. Und auch Zeus bietet jetzt einen anderen, erfreulicheren Anblick. Seit sein Regiment fest begründet ist, neigt er gleichfalls zur Nachgiebigkeit und Milde. Er befreit die Titanen, die er in den Hades hinabgeschleudert, aus ihrer Haft, die nun aufhören seine Feinde zu sein; er vermählt sich mit des Prometheus Mutter Themis, wodurch der Macht das Recht zugesellt wird; er hebt und adelt das Menschengeschlecht, indem er die Heroen schalten läßt, die, halb Götter halb Menschen, den elementaren Naturkräften Schranken setzen, die Ungeheuer auf der Erde vertilgen, die Bösewichter töten, Zucht und Gehorsam lehren und so Bannerträger der Kultur werden. Und

---

*) In der Gruppierung der Stücke bin ich der herkömmlichen Annahme gefolgt, daß *Προμηθεὺς Πυρφόρος* das erste, *Πρ. Δεσμώτης* das letzte Stück der Trilogie gewesen ist. Mit der von Westphal aufgestellten und von Wecklein verteidigten Hypothese, daß *Πρ. Δεσμώτης* das erste Stück sei, weil es nichts voraussetze, und daß im *Πρ. Πυρφόρος* als dem Schlußstück Prometheus als attischer Kulturgott verherrlicht werde, kann ich mich nicht befreunden. So viel auch im Gefesselten Prometheus nachträglich zur Vervollständigung der Exposition berichtet wird, es würden doch ganz wesentliche Züge fehlen, wenn kein einleitendes Stück vorausginge. Aber auch wenn jene Hypothese das Rechte träfe, an der Auffassung, wie ich sie oben durchzuführen versucht habe, würde im wesentlichen nichts geändert.

er thut mehr. Während Prometheus mit seiner Thätigkeit schließlich doch eher den äußeren als den inneren Menschen gehoben, eher der Ausbildung der Technik als der Veredelung des Herzens gedient und dadurch zum Trotz und Übermut, zur Überhebung und Ungerechtigkeit verleitet hatte, läßt Zeus seine von der Themis geborenen drei Töchter walten, die Horen Eunomia, Dike und Eirene, welche die Wohlgesetzlichkeit, das Recht und den Frieden darstellen und als ethische Mächte Glück, Reichtum und Schönheit über die Erde verbreiten, also daß wir sagen dürfen, Zeus ist jetzt ein größerer Wohlthäter der Menschheit geworden, als es Prometheus je werden konnte.

Diesen Umschwung der Dinge erfährt Prometheus von den Titanen, die den Chor des Stückes bilden, und von der alten Mutter Erde. Dieselben werden ihm auch zugeredet haben, sich von der allgemeinen Versöhnung nicht auszuschließen. Er möchte dem Rat folgen, aber er darf nicht. Ehe er nicht von seinen Qualen befreit ist, verrät er dem Zeus sein Geheimnis nicht, so hat er geschworen; und Zeus hinwiederum hat seine Befreiung an die Bedingung geknüpft, daß ein Gott freiwillig für ihn in den Hades hinabsteige. So scheint der Konflikt auch jetzt noch unlösbar. Aber wo eine versöhnliche Stimmung vorhanden ist, da kommt ein Vertrag leicht zustande. Prometheus besteht nicht mehr darauf, daß seine Befreiung eine Demütigung für Zeus werde, er will sie vielmehr als Lohn für den hohen Dienst seiner Mitteilung entgegennehmen; und Zeus will ihm nicht mehr mit Gewalt sein Geheimnis abtrotzen und nicht mehr mit Drohen und Schelten auf ihn einstürmen. So ist die Möglichkeit der

Lösung gegeben, welche Herakles herbeizuführen bestimmt ist. Herakles, der Sohn des Zeus und ein Nachkomme jener Io, die wir aus dem mittleren Stücke kennen, kommt auf dem Wege zu den Gärten der Hesperiden zum Prometheus, erfährt von ihm, was er den Menschen Liebes erwiesen, tötet den Adler und befreit den Gebundenen von seinen Fesseln. Das thut er, wenn nicht auf Befehl des Zeus, doch so, daß Zeus es zuläßt. Und derselbe Herakles zeigt, wie der von Zeus geforderte Ersatz für Prometheus zu schaffen ist. Cheiron, der gerechteste der Kentauren, der heilkundige Gott, ist durch einen unglücklichen Zufall von einem vergifteten Pfeile des Herakles am Fuße verwundet; die Wunde ist unheilbar; so zieht er den Tod dem Leben vor, übergiebt dem Prometheus seine eigene Unsterblichkeit und steigt für ihn hinab in die Unterwelt. Jetzt, oder schon gleich nachdem er vom Herakles befreit war, enthüllt er nun auch dem Göttervater sein wichtiges Geheimnis, daß nämlich, wer mit der Thetis die Ehe eingehe, einen Sohn zeuge, der gewaltiger sei als sein Vater. Um die Thetis aber bewarben sich Zeus und Poseidon. Sie thaten dies natürlich nun nicht mehr, sondern vermählten die schöne Meernymphe dem sterblichen Peleus, der dann von seinem Sohne allerdings in den Schatten gestellt wurde; denn dieser Sohn war kein geringerer als das Idealbild der griechischen Jugend, der Held der Ilias, Achilleus. Mit dem Aufbruch zur Hochzeit der Thetis wird das Stück äußerlich geschlossen haben. Aber auch innerlich endet es mit der schönsten Harmonie. Die beiden schroffen Charaktere, die so hart aneinander gerieten und sich tötlich haßten, sie kommen beide zur Er-

kenntnis ihrer Ungerechtigkeit und reinigen sich, der eine von vermessenem Trotz, der andere von despotischer Willkür. Prometheus demütigt sich bis zu einem Grade, daß er die Strafe für gerecht, die Sühne für nötig hält, daß er sich willig in die neugeschaffene Ordnung der Dinge fügt; Zeus aber kommt ihm freundlich entgegen und giebt ihm die Ehren und Würden zurück, die er früher bekleidet hatte.

Damit ist zugleich die Lösung des tieferen Konflikts gegeben. Auch Götter und Menschen sind nun miteinander versöhnt. Zeus sieht nicht mehr neidisch auf das Emporstreben der Sterblichen herab; er sieht nicht mehr scheel dazu, wenn sie sich nach oben strecken, wenn sie alle Gaben und Kräfte daran setzen ihr Leben zu bilden und zu verschönen, sondern er freut sich solcher Bemühungen, nimmt sie in seinen Schutz und lenkt sie wie das ganze Weltall mit Weisheit und Gerechtigkeit. Und die Menschen ihrerseits wollen nicht mehr ohne oder gar gegen den Willen der Gottheit glücklich werden, sondern in heiliger Scheu vor ihr und unter Beobachtung aller Gesetze, die sie gegeben, wollen sie ihrer Entwickelung obliegen; die Furcht vor den Göttern ist wieder eine Macht und zwar eine beglückende Macht unter den Sterblichen geworden. — Wie verschieden ist doch dieser Ausgang von dem des mittleren Stückes! Dort herrschte noch das furchtbare Phthoneron, die Göttermisgunst, in aller Schroffheit; die armen Menschen konnten sich im Staube winden vor dem Herrscher des Himmels, ihn ließ es kalt; ob die Geister umnachtet blieben, die Herzen brachen, die Bestie über den Genius siegte, er verspürte kein Mitleid; und jetzt

reichen sich Gewalt und Recht friedlich die Hände. Der neidische Zeus hat sich in einen gnädigen verwandelt,*) die geknechtete Menschheit ist frei und zur fröhlichsten Entfaltung ihres innewohnenden göttlichen Geistes berufen worden. Ein schöneres Ergebnis kann man von einem antiken, einem heidnischen

---

*) Die Auffassung, daß mit Zeus eine Wandelung vorgehe, wird von Wecklein mit Entschiedenheit bekämpft. Er meint, die Entwickelung des Zeus sei nur Schein; Zeus sei von Anbeginn der weise und gerechte, wenn auch strenge und gewaltige Herrscher gewesen; und der fromme Dichter hätte unmöglich glauben können, daß der höchste Gott zuerst ein unvollkommenes Wesen gewesen und erst durch irgend welche Einwirkungen der gerechte und weise Weltregent geworden sei. — Allein man versuche einmal hinter den Thaten des Zeus, welche im Gefesselten Prometheus erzählt und vorgeführt werden, edle Motive und weise Absichten zu finden. Das wird nicht gelingen. Wie hätten nun erst die Athener von selber auf den Gedanken kommen sollen, dieser unvollkommene Zeus sei nur scheinbar unvollkommen und der Schein der Schuld bei ihm werde vom Dichter nur als ökonomisches Mittel verwertet. Zu solcher Einsicht hätte das Publikum niemals gelangen können. So giebt Wecklein, um den frommen Dichter zu retten, den weisen Dichter preis. Denn würde das nicht zu den schlimmsten Verstößen gegen die dramatische Kunst gehören, wenn jemand ein ganzes Stück hindurch das Publikum über den Charakter eines Helden in totaler Unkenntnis ließe? Überdies will mich bedünken, die Annahme eines Processes, der mit Zeus vorgegangen, sei mit der Frömmigkeit des Dichters sehr wohl vereinbar. Er fand ja nicht bloß bei früheren Dichtern sondern auch bei seinen Zeitgenossen viel niedrigere Vorstellungen von dem Wesen der Gottheit vor, als er selbst hatte. Wie nahe lag es ihm da, den Fortschritt des Zeus vom Gemeinen zum Erhabenen dramatisch zu gestalten, da er auf diese Weise den nun vollkommen gewordenen Gott in das hellste Licht setzen und die Herzen für seine Verehrung gewinnen konnte.

Dichter nicht erwarten; es ist ein Friede zwischen Himmel und Erde.

Aber freilich nur ein Friede in der Dichtung! In Wirklichkeit hat die alte Welt, hat auch das hochbegabte Volk der Hellenen jenen Frieden nicht gefunden. So hochentwickelt es war und so herrliches es in Politik, in Wissenschaft und Kunst geleistet hat, weil es auf sich angewiesen blieb und sich nicht im ewigen Urquell verjüngen konnte, ist es in sittlicher Fäulnis untergegangen. Der Friede, den es suchte, wird erst im Christentum, hier aber auch voll und ganz geboten. Hier tritt an Stelle jenes Phantasiebildes von einem Gott, dem man die menschlichen Schwächen Trotz und Überhebung, Furcht und Nachgiebigkeit andichtet, und den man sich dann entwickeln läßt, wie ein edler Mensch sich entwickelt, der dreimal heilige und allein gute, der ewig gleiche, unwandelbare Gott, der Gedanken des Friedens und nicht des Zornes über uns hat, und der, als die Menschheit sich von ihm losgesagt hatte und allem Übel Leibes und der Seele preisgegeben, an aller Rettung verzweifelnd, ohne alle Aussicht auf Erlösung durch menschliche Macht oder menschliche Weisheit im Dunkel und Schatten des Todes saß, das helle Licht in die Finsternis scheinen ließ und in seinem Sohne Jesu Christo den einigen Mittler zwischen ihm und den Menschen, den wahrhaftigen Heiland und Seligmacher sandte. Diese Lösung des großen Welträtsels ist kein Menschenwerk, wie die schöne Dichtung des Aischylos, sondern eine hehre Gottesthat, und sie verheißt nicht bloß, sie bietet auch, wonach uns alle sehnlichst verlangt, wahres Glück und seligen Frieden.

II. Der Titane Faust.

Nicht bloß die Griechen, auch die Deutschen haben einen Titanen, einen Helden, der um der Menschheit höchste Güter ringt, der Glauben und Wissen, Ideal und Wirklichkeit, Diesseits und Jenseits zu einen sucht, und der, wo es gilt seine hohen Pläne zu verfolgen, weder Grenzen noch Schranken kennt. Was den Hellenen Prometheus ist, das ist uns Deutschen Faust, die Verkörperung des Strebens, den Stein der Weisen zu finden, und durch rastloses Suchen die Quelle des wahren Glückes zu erschließen. In beiden spiegelt sich die Menschheit: sie haben die edelsten Absichten und beschwören doch die furchtbarsten Konflikte herauf; sie straucheln und fallen und erringen doch zuletzt im Frieden mit der Gottheit den Sieg. Dazu sind beide mehr mythische als historische Personen Es muß ihnen nicht, wie auch den begabtesten und charaktervollsten Männern der Wirklichkeit, das menschliche Unvermögen in einem Maße anhaften daß von vornherein ihre Schwungkraft gelähmt, ihr Ansturm gebrochen wird, sondern sie dürfen im Schmuck der Sage mit höheren Mächten verkehren. Und endlich ist beiden Titanen das hohe Glück zu teil geworden, in den größesten Dichtern ihrer Nationen berufene Darsteller und Dollmetscher ihrer Gedanken, Bestrebungen und Pläne zu finden, der eine in Aischylos, der andere in Goethe. Kein Wunder, daß man die beiden Titanen so häufig zusammenstellt, daß man von Prometheus als dem antiken Faust, von Faust als dem modernen Prometheus spricht. So mag auch hier an die Betrachtung des einen die des anderen angeschlossen werden.

Es war in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts, daß die deutsche Litteratur ihre Sturm- und Drangperiode durchmachte. Fremde und einheimische Geister hatten auf das Denken und Empfinden der Nation nachdrücklich eingewirkt, indem sie teils neue, zündende Ideen in die jugendlichen Köpfe warfen, teils zu den alten, nur verschütteten Quellen des guten Geschmacks zurückführten. Das hatte eine Unzufriedenheit mit dem bisherigen Zustand, ein Verlangen nach etwas Besserem, ein unbestimmtes Sehnen und Gähren zur Folge. Sie fühlten sich beengt, die jungen Geister, in der bisherigen Art zu denken und zu leben; sie empfanden die Gewohnheit als Zwang, die Ordnung als Pedanterie; frei wollten sie sein, durch nichts gebunden, ohne Schranke, ohne Gesetz: eine Neuordnung der Dinge, eine Umgestaltung der Kultur sollte eintreten: Natur und immer wieder Natur, Handlung, Kraft, Leidenschaft, Volkstümlichkeit, das waren die Rufe, die von aller Lippen tönten. Glücklicherweise nahm die Sache keine so gefährliche Wendung, als es den Anschein hatte. Der Umwälzungstrieb, der in Frankreich die große staatliche und sociale Revolution herbeiführte, warf sich in Deutschland auf die Litteratur und erzeugte statt blutgieriger Demagogen eine weniger gefährliche Menschenklasse, jene Originalgenies nämlich, die, soweit sie nur eingebildete waren, durch Verstöße gegen die konventionelle Sitte bei minder Verzückten Anstoß erregten, soweit sie aber wirkliche waren, sich durch alle Tollheiten und Thorheiten zur Wahrheit der Empfindung und zur Klarheit der Darstellung hindurchrangen.

Einer der Stürmer und Dränger, und zwar der Hauptbannerträger derselben, war Goethe. Sein hoher und empfänglicher Geist erfuhr alle die Einflüsse, die damals sich geltend machten, und keiner war tiefer davon ergriffen und heftiger bewegt als er. Auch andere rangen nach geistiger Unabhängigkeit und hatten Vertrauen zu ihrer Kraft: keiner in dem Maße wie Goethe. Bei ihm ward das Wegwerfen aller bisherigen Stützen, das Preisgeben aller Überlieferung, auch der religiösen, zu einem wahrhaft titanischen Trotz, zu einem Bruch mit der Gottheit. Er schrieb 1774 an einem Drama Prometheus. Man hat bedauert, daß dasselbe Fragment geblieben; ich glaube, es ist gut so; es war schwer, auch für einen Goethe schwer, auf diesem Gebiete mit Aischylos um die Palme zu ringen; und dann, wenn er den unzweifelhaft genialen Entwurf zur Ausführung gebracht hätte, wer weiß, ob er dann noch gesonnen war den Faust zu vollenden, der ihm damals schon in großen Zügen vorschwebte. Und dieser Verlust wäre doch größer gewesen. Überdies werden wir in etwas entschädigt; wir kennen die Grundstimmung des unvollendeten Dramas zur Genüge aus dem Gedichte „Prometheus.“ Es ist das ein Monolog des Titanen voll unglaublicher Kühnheit. „Ich dich ehren?“ ruft er dem Zeus zu. „Wofür? Hast du die Schmerzen gelindert Je des Beladenen? Hast du die Thränen gestillet Je des Geängsteten? Hat nicht mich zum Manne geschmiedet Die allmächtige Zeit Und das ewige Schicksal, Meine Herren und deine? Hier sitz' ich, forme Menschen Nach meinem Bilde, Ein Geschlecht, das mir gleich sei, Zu leiden, zu weinen, Zu genießen und zu freuen sich,

Und dein nicht zu achten, Wie ich!" Das war allerdings heidnischer als heidnisch gedacht, aber das darf bei Goethe nicht überraschen und an ihm nicht irre werden lassen, da, wie er selbst einmal bekennt, bei seinem Charakter immer Eine Gesinnung zuletzt die andere verschlang und abstieß. Was er einmal war, das war er ganz und voll. Aber bei solchem Trotz, solcher Überhebung konnte es unmöglich sein Bewenden haben. Goethe wußte und fühlte besser als ein anderer, daß er sich und seinem Helden eine Lösung schuldig war, und diese Lösung, die er in dem Geschick des einen Titanen nicht geben konnte oder wollte, gab er in dem eines andern, er gab sie im Faust.

Zur Zeit der Reformation hat wirklich ein Faust gelebt, von dem aber wenig mehr berichtet wird, als daß er in Wittenberg und Krakau Theologie und Medicin studierte, als fahrender Schüler in ganz Deutschland umherzog und Zauberkünste ausübte, als gemeiner Betrüger verschrieen war, den Teufel in der Gestalt eines Hundes bei sich führte und schließlich vom Teufel geholt wurde. Dieses berüchtigten Schwarzkünstlers bemächtigten sich bald Sage und Dichtung. Von 1587 an wurden ab und zu sogenannte „Faustbücher" herausgegeben, in welchen die gerade im Umlauf begriffenen Züge von Faust zusammengestellt wurden, damit er zum abschreckenden Beispiel diene; 1588 erschien schon eine Tragödie Faust vom Engländer Marlow, einem sehr beachtenswerten Zeitgenossen Shaksperes, und seit dem Ende des 17. Jahrhunderts ward die Sage auch in Deutschland sowohl für das Schauspiel als für das Marionettentheater dramatisiert. Das bekannte Puppenspiel von Dr. Faust

mit seinem wunderlichen Gemisch von ergreifendem Ernst und packender Komik stammt aus jenen Tagen. Das sind die Quellen für Goethes Dichtung: die Faustbücher, Marlows Tragödie und die volkstümlichen dramatischen Versuche der Deutschen. Und was war der Kern der also verarbeiteten Sage? Faust ist von unersättlichem Wissensdurste und von heißem Verlangen nach dem Besitz übernatürlicher Kräfte erfüllt. Um dahin zu gelangen, verschreibt er mit seinem eigenen Blute seine Seele dem Teufel, den er durch magische Künste citiert, und schwört dem christlichen Glauben ab. Dafür erhält er als dienstbaren Geist den Mephistophiles. Mephistophiles erfüllt alle seine Wünsche, giebt ihm Macht über die Natur, verschafft ihm die Helena, das schönste Weib des Altertums, das er aus der Hölle holt, und spielt ihn endlich nach einem Leben sündigen Genusses seinem Herrn und Meister, dem Teufel, in die Hände.

Ich habe von einer Faustsage und nicht von einem Faustmythus gesprochen, da man unter Mythen nur jene Erzählungen oder Sagen versteht, deren Mittelpunkt göttliche Wesen sind, und in denen die ältesten religiösen Vorstellungen der Völker zum Ausdruck kommen. Neuerdings ist aber nachgewiesen worden, daß der Faustsage auch mythologische Züge zu grunde liegen, daß sie zurückgeht auf den Widerstreit zwischen der heidnischen, altnordischen, und der christlichen Religion, daß sich also wirklich verschiedene Weltanschauungen in ihr begegnen. Schwerlich hat das Goethe klar erkannt; seine Zeit wußte noch nichts davon; aber er fand es, wie das dem Genius eigen ist, unbewußt heraus. Oder ist es Zufall, daß im 2. Teile des herrlichen

Gedichts altgriechische, altnordische und altchristliche Mythen in Kontrast und Parallele gesetzt werden? Ebenso ist es nach dem Sinn und Geist des ursprünglichen Mythus, daß Goethe bei aller Realität der Vorgänge doch das Drama in eine übersinnliche Sphäre versetzt, daß er alles, was von religiösen Formeln noch überliefert war, mit Inhalt erfüllt und den Faust aus einem Zauberer und Alchymisten in einen Helden, einen Titanen verwandelt. Daß dem so ist, werde ich im folgenden zu zeigen versuchen. Nur sei es mir erlaubt, noch einige Bemerkungen allgemeiner Art vorauszuschicken, um mich gegen die Fülle und Gewalt der Einwendungen, die ich kommen sehe und bereits reichlich erfahren habe, wenigstens in etwas zu decken.

Goethes Faust ist das größeste Gedicht der neueren Zeit, eine der größten Hervorbringungen des menschlichen Geistes überhaupt, und dasjenige Werk, an dem der Dichter am längsten gearbeitet, in das er sein ganzes reiches Leben, sein höchstes Denken und Empfinden hineingearbeitet hat. Von 1772 bis 1831, von der frühesten Jugend bis zum spätesten Alter, bis kurz vor seinem Tode hat er mit gewissen Unterbrechungen an diesem wunderbaren Werke geschaffen. Der Faust ist das Vermächtnis seines Lebens, und in diesem Vermächtnis haben wir eine wahre Fundgrube hoher Poesie und lichter Weisheit, freilich auch mystisch dunkler Rede. Es ist, wie Coleridge einmal sagt, ein orphisch Lied, ein göttlich Lied, ein Lied von hohen und leidenschaftlichen Gedanken, die zu ihrer eigenen Musik gesungen werden. Und wie das größeste, so ist es auch das bekannteste Gedicht. Der ganzen Welt, allen Kulturvölkern, allen Ständen hat es

Goethe mit diesem Stücke angethan; es ist als ob im Namen Faust noch die alte magische Kraft steckte. Doch zu den enthusiastischen Bewunderern des Gedichts, die nicht Worte genug finden können, ihrem Entzücken über solch ein Gebilde Ausdruck zu geben, haben sich zumal in den letzten Jahren auch heftige Tadler gesellt, die an dem Werke gar vieles auszusetzen finden. Ich spreche nicht von den Angriffen, die gegen den dramatischen Bau des Werkes gerichtet sind, und denen die Berechtigung nicht abzusprechen ist; ich rede auch nicht von dem Vorgehen jener Männer, welche behaupten und klärlich nachweisen, daß infolge der allmählichen Entstehung und häufigen Überarbeitung des Riesenwerkes gar manches Wort und mancher Zug hineingekommen ist, der nicht hineingehört, und daß Widersprüche auf Widersprüche, Ungereimtheiten auf Ungereimtheiten gehäuft sind. Solch kritische Arbeit, welche nicht selten freundliche Gesichter in Fratzen verwandelt und liebgewordene Vorstellungen erbarmungslos zerstört, ist nicht angenehm, muß aber ertragen werden, wenn anders sie der Wahrheit dient. Hat man doch auch dann immer noch den Trost, daß, wenn man fehlging im harmlosen Genuß des Gedichtes als eines abgerundeten Werkes, man auf Geheiß des Dichters fehlging, der das Gedicht eben so wie es ist dem deutschen Volke und der Welt übergab und es ausdrücklich als abgerundete Einheit, als ein wohlgefügtes Ganzes betrachtet und genossen wissen wollte. Ich setze mich nur in aller Kürze mit denen auseinander, die den armen Dichter beschuldigen, seine Aufgabe total verfehlt, die Charaktere schief und falsch gezeichnet oder gar mit der hier niedergelegten Welt- und Lebensanschauung

das Volksbewußtsein verwirrt zu haben. Zwar, wenn ein bekannter und viel gefeierter Naturforscher erst ganz vor kurzem behauptet hat, „wie prosaisch es auch klinge, es sei doch wahr, daß Faust, statt an den Hof zu gehen, ungedecktes Papiergeld auszugeben, und zu den Müttern in die vierte Dimension zu steigen, besser gethan hätte, Gretchen zu heiraten, sein Kind ehrlich zu machen und Elektrisirmaschine und Luftpumpe zu erfinden, wofür wir ihm denn an Stelle des Magdeburger Bürgermeisters gebührenden Dank wissen würden," so verrät das ein Verständnis für Poesie, um welches gewiß keiner den berühmten Professor beneiden wird; einer Widerlegung ist jene Äußerung natürlich nicht wert. Ganz anderes Gewicht haben die Stimmen derer, die vom religiösen und sittlichen Standpunkt sich gegen die Tendenz des Stückes und insbesondere gegen den Träger derselben, gegen Faust, erklären. Aber zu was für Übertreibungen, zu welch blinder Raserei haben sich nicht auch diese Leute im Eifer für eine gute Sache hinreißen lassen! Da ruft einer, als ob es gelte, vor einer großen Gefahr zu warnen, nur die Unverschämtheit sei das Geheimnis von Fausts Erfolgen; hier lehne sich die gottentfremdete Kultur auf gegen das Christentum; mit seinem Vermächtnis suche der Dichter das Testament unseres Herrn und Heilandes zu verdecken; und darum hätten wir Christen nur die Wahl zwischen Faust und Bibel. Was hat doch der Mann, der solches geschrieben, für Gespenster gesehen! Ganz gewiß hat Goethe auf das Dichten und Denken seiner und unserer Zeit einen gewaltigen Einfluß ausgeübt, wie er ihn weiter ausüben wird, und dieser Einfluß ist der Sache des

christlichen Glaubens nicht eben zu gute gekommen. Und was von seinen Schriften im allgemeinen gilt, gilt vom Faust insbesondere. Vielseitig wie er war und mit der Kraft begabt, sich auch in fremde Anschauungen hineinzuleben und sie mit einer Treue wiederzuspiegeln, als ob er in ihnen heimisch gewesen wäre, hat der große Dichter ein paarmal, wie im Gesang der Engel im Prolog und namentlich da, wo er Gretchen durch Buße und Glauben zur Rettung führt, die Sprache des kindlich-gläubigen Christen zu reden verstanden. Aber was wollen etliche solcher Stellen unzähligen anderen ganz verschieden lautenden und vor allem einer Grundanschauung gegenüber besagen, die durchaus nicht specifisch christlich ist, wie wir später sehen werden, sondern einen entschieden pantheistischen Charakter hat.

Die Herrlichkeit der Offenbarung war dem Dichter nicht aufgegangen und die Kraft des seligmachenden Glaubens hatte er nicht an sich erfahren, wenigstens so weit wir es aus seinen Werken und zumal aus dem Faust schließen dürfen. Das mag man beklagen, aber man soll es nicht der Dichtung als solcher zum Vorwurf machen, man soll nicht mehr von dieser verlangen, als sie zu leisten imstande ist, und ihr nicht Absichten unterschieben, die sie niemals gehabt hat. Wie er über Gott und Religion dachte, hat der Dichter hier ausgesprochen, weil es das Thema gebieterisch erheischte, aber er hat es gethan ohne dem Heiligen zu nahe zu treten und ohne das religiöse Gefühl zu verletzen. Sein Bekenntnis ist es; aber abgesehen davon, daß es ein einheitlich gestaltetes nicht ist, und das darum in dieser seiner Unzulänglichkeit über sich hinausweist, es tritt nirgendwo in ver-

messene Opposition gegen die heilige Schrift, es vermißt sich nicht als neue Offenbarung und als Grundlage einer neuen Religion zu gelten. Am allerwenigsten aber hätte man sagen sollen, Goethe stempele hier sündige Menschen zu Idealen, die uns zur Nachahmung lockten und auf Abwege führten. Ich wüßte nicht, daß jemand so unsinnig gewesen wäre, diese Personen zu Vorbildern zu nehmen; dazu sind sie zu menschlich wahr, zu deutlich in der Realität ihrer Sündhaftigkeit gezeichnet. Es ist also, so viel ich sehe, keine Verleugnung des christlichen Standpunktes, keine Einschläferung des Gewissens nötig, um den Faust in seiner Schönheit zu verstehen. Man messe nur das Kunstwerk mit dem ästhetischen und nicht bloß mit dem religiösen Maße, dann wird man ihm gerecht werden und sich hohen Genuß bereiten.

Nicht minder groß ist die Gefahr, den Dichter mißzuverstehen und sich die Freude an seinem Werke zu vergällen, auf seite derer, die mit dem Codex der Moral in der Hand an jede Scene herantreten und wenn sie nun, was ja freilich oft genug der Fall ist, finden, daß dieser Mensch, der Faust, gethan hat was wider Zucht und Sitte streitet, ihn auf der Stelle verdammen. Moral ist Moral, sagen sie, und Sünde ist Sünde, sie mag nun von Hohen oder Niederen begangen werden. Ganz gewiß; es giebt nur eine Moral; aber auch hier gilt das Wort, wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe; bei dem einen sind die Vergehungen der Inhalt und die Summe seines Lebens, und bei dem andern sind es die Marksteine seiner Entwickelung. Der eine geht in ihnen unter, der andere ringt sich aus ihnen

empor und gelangt zu lichteren Sphären. Hätten jene Kritiker sich klar gemacht, was denn dieser Mann eigentlich will, welch hohe Pläne er verfolgt, welchem Ziele er zustrebt, dann würden alle die Sünden und Vergehungen, die niemand wegleugnen und niemand beschönigen kann, in ganz anderem Lichte erscheinen; dann würde man schwerlich noch sagen, Faust sei nichts anderes als ein Lump, ein Verführer, ein Mörder, ein Feigling, ein Schurke. Dann würde man nicht mehr nur Selbstsucht und Grille, nur Unrecht und Willkür in seinem Wesen erblicken; dann würde man die Aufstellung des Problems nicht mehr für maßlose Überhebung und Gotteslästerung, die Lösung nicht mehr für sittenverderbenden Betrug erklären; dann würde man in Faust auch noch etwas von einem Titanen erkennen. Denn nicht einmal den Titanen will man noch gelten lassen. Selbst die Würde eines tragischen Helden, das Riesenhafte, Hochfliegende, einseitig Edle spricht man ihm ab; er soll nicht gestrebt, sich nicht ernstlich bemüht, nicht gerungen, nicht gekämpft haben. Das ist nun wohl das Ärgste von allem und heißt geradezu den Faust und alle Begriffe, die wir uns von ihm gebildet haben, vernichten. Es lohnt also eine Betrachtung des Titanen Faust schon der Mühe.

In dem wundervollen Prolog im Himmel wird wie in einer Ouvertüre das Werk eingeleitet und in scharfen Zügen vorweg skizziert. Das Thema ist: die Versuchung des Menschen. Zwischen Himmel und Hölle, zwischen Licht und Finsternis hat Faust zu wählen. Der Repräsentant der Menschheit, denn das ist er nach Goethe, wenn er auch zugleich ein individuelles, eigen-

artiges Wesen vorstellt, wird in die Schranken gerufen, um einen Kampf zu kämpfen, wie ihn die Titanen, die Himmelsstürmer, nicht furchtbarer gekämpft haben, den Kampf mit dem Bösen. Wie wird er enden? Auch dies deutet der Prolog an Faust behält den Sieg. Sein auf das Höchste gerichtetes Streben wird nach dem Worte des Herrn nicht zu Grunde gehen; aus der Verworrenheit gelangt er endlich zur Klarheit.

Es beginnt das eigentliche Stück. Faust tritt uns als Gelehrter in seinem Studierzimmer entgegen, aber auch so als Titane. Obwohl er mehr weiß als die anderen alle, ist er doch unbefriedigt von allem Wissen und Forschen, er hat nur den Schein, nicht das Wesen, er möchte erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält, d. h. er möchte die dem Menschen gezogene Schranke durchbrechen und schauen was nur Gott schaut, das Wesen und den Zusammenhang der Dinge. Zu dem Zwecke greift er zur Magie und beschwört den Erdgeist, die Seele der belebten, irdischen Natur. Aber einen solchen Anblick, wie ihn diese Flammenbildung bietet, vermag auch er, der Übermensch, nicht zu ertragen. Er bricht zusammen. Es klopft. Wagner, Fausts Famulus, erscheint, auch ein Forscher, aber von anderem Schlage als Faust, der Typus der trockenen, pedantischen Gelehrsamkeit. Es ist richtig, daß dieser Mann vielfach verkannt worden ist, daß man seinen treuen Fleiß, seine Lernbegierde, seine Redlichkeit und Brauchbarkeit für das Leben nicht nach Gebühr gewürdigt hat, in Fausts Augen aber und seinem ungestillten, genialen Wissenstrieb gegenüber ist er der banausische Gesell, „Der immerfort an schalem Zeuge klebt, Mit gier'ger Hand

nach Schätzen gräbt, Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.“ Man begreift also, wie das Erscheinen dieses „ärmlichsten von allen Erdensöhnen“ dem Faust für Augenblicke das wohlthuende Gefühl der Überlegenheit verschafft; aber lange dauert diese Wirkung nicht. Die Verzweiflung, in welche ihn die höhnische Zurückweisung des Erdgeistes geworfen, kehrt wieder; er wird sich seiner vollen Nichtigkeit bewußt. Hochstrebend, wie er ist, und ohne Aussicht, die tiefe Kluft zwischen Wollen und Können, zwischen Erkennen und Schaffen auszufüllen, mag er nicht länger leben; kann er die Endlichkeit nicht überwinden, so will er sich von ihr los machen: er setzt den totbringenden Trank an seine Lippen. Da ertönen Osterglocken und Osterlieder; alte, süße Erinnerungen werden in ihm wach; die Kindesunschuld wird der Verzweiflung des Mannes Herr, das Gefühl siegt über den Verstand: er bricht in Thränen aus, die Erde hat ihn wieder. Aber nur auf kurze Zeit. Kaum ist er hinausgegangen in den neuerwachenden Frühling und in das bunte Menschenleben, da wird ihm wieder so recht klar, wie nichtig alle menschliche Weisheit ist, da möchte er der Sonne nachstreben und in göttergleichem Lauf die Welt durcheilen, da möchte er Flügel haben sich aufzuschwingen, da ist er wieder der weitausholende Riesengeist, dem die Wirklichkeit zu eng ist.

Aber neben der Sehnsucht nach dem Fernen, Überirdischen regt sich jetzt auch die Sinnlichkeit in ihm, der Trieb, sich in derber Liebeslust mit klammernden Organen an die Welt zu halten. „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust.“ Der Geist findet nicht die Befriedigung, die er sucht; was Wunder,

wenn der Leib sich geltend macht und nach den Freuden der Erde verlangt? Wieder wird die Geisterwelt um Hülfe angegangen. Mephistophiles erscheint in der Gestalt des schwarzen Pudels, entpuppt sich als „Einen Teil von jener Kraft, Die stets das Böse will und stets das Gute schafft," als den Versucher zum Bösen, als den Erbfeind des gottgeschaffenen und göttlichen Lebens, weiß dem Forscher, dem auch das Buch der Wahrheit die Augen nicht mehr hat öffnen können, weil er es nicht mit Einfalt und williger Hingabe las, die Wissenschaft und alles, was ihm lieb und teuer war, zu verleiden, und bringt ihn endlich mit wahrhaft teuflischer Schlauheit dahin, einen furchtbaren Pakt mit ihm zu schließen. Mephistophiles will sich ihm hier zu seinem Dienst verbinden und ihm allen Sinnengenuß, alle Erdenfreude verschaffen, wenn er ihm drüben gehören will. Und Faust gelobt: „Werd' ich zum Augenblicke sagen: Verweile doch, du bist so schön! Dann magst du mich in Fesseln schlagen, Dann will ich gern zu Grunde gehn!" Wir fragen: Ist das noch der Titane, der Feuergeist, dem sein himmelwärts gerichtetes Streben nicht Ruhe noch Rast ließ, und der jetzt unter Führung des Teufels genießen und nur genießen will? Er ist es noch; auch in der Sinnlichkeit, die der Teufel angefacht, lebt noch der Idealismus. Der Junker Satan glaubt, Faust werde in der Gemeinheit untergehen, um dann mit Lust Staub zu fressen, wie seine Muhme, die Schlange; er glaubt ihn seine Straße sacht führen und ihn Gott dem Herrn abspenstig machen zu können; Faust aber, der sich ja nur aus Verzweiflung dazu herbeiläßt, in den Tiefen der Sinnlichkeit glühende Leidenschaften

zu stillen, Faust weiß, daß Mephistophiles das innerste Verlangen seiner unsterblichen Seele nicht stillen und ihn auf teuflischem Wege nicht dahin bringen wird, sich für befriedigt zu erklären. Das besagt jener bezeichnende Zusatz: „Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen, So sei es gleich um mich gethan!" Faust erwartet also keine Befriedigung vom Sinnenleben, sondern nur eine Betäubung. Seit er im Reiche des Geistes Schiffbruch gelitten, will er als Mensch genießen, was die Erde ihm bietet, und bei seiner ungezähmten Natur will er gründlich genießen; aber das letzte oder gar das höchste Ziel ist ihm das nicht.

„Wohin soll es nun gehen?" fragt Faust, und Mephistophiles antwortet: „Wohin es Dir gefällt; Wir sehn die kleine, dann die große Welt." Damit ist die ganze weitere Entwickelung der Fausttragödie angedeutet. Die kleine Welt wird uns im 1., und die große im 2. Teile vorgeführt; die kleine Welt ist die bürgerliche Gesellschaft, die große das öffentliche Leben mit Kaiser und Hof, mit Krieg und ocialen Fragen.

Die Scene in Auerbachs Keller ist der erste Versuch, den Mephistophiles anstellt, Faust niederzuziehen. Er mißglückt. Von der Roheit des akademischen Lebens, wie es dort zum Ausdruck kommt, wendet sich Faust mit Ekel ab. Es folgt die Hexenküche mit ihrer bestialischen Sinnlichkeit, es folgt Fausts äußerliche Verjüngung und innerliche Verderbung. Mephistophiles glaubt ihn dahin gebracht zu haben, daß er nun von Leidenschaft zu Leidenschaft taumeln und von echter edler Liebe

nichts mehr wissen werde. Wie er sich irrt, zeigt die Begegnung mit Gretchen.

Die Gretchentragödie ist in der großen Welt des Faust eine kleine Welt für sich und zwar das schönste und herrlichste Stück Dichtung. Wer hätte ihn nicht schon an sich erfahren, ihn nicht gepriesen, den Zauber dieser Poesie? Es wäre verlockend, diese unvergleichlichen Scenen länger zu betrachten, bei denen man nicht weiß, soll man mehr die Tiefe und Zartheit der Charakteristik oder die Wahrheit und Anschaulichkeit der Darstellung oder das Ergreifende, das Überwältigende der Vorgänge an sich bewundern; aber für unsere Betrachtung ist Gretchen nur eine Nebenfigur, wie andere auch; wir haben hier nur zu fragen: wie erscheint Faust im tragischen Handel mit Gretchen? Wohl treibt ihn böses Verlangen, aber es erfaßt ihn auch, wie dort, wo er zuerst in Gretchens Zimmer tritt, und dort, wo er in der Waldhöhle sitzt, die Seligkeit hoher reiner Liebe; dann quellen aus seinem Herzen und aus seinem Munde süße Töne zum Preise holder Unschuld und reiner Freude. Und über die Verworfenheit des Verführers ist er sich völlig klar; er nennt ihn „Tier", er ruft „Pfui über dich," er fordert, „Verruchter, hebe dich von hinnen," er schreit entsetzt: „Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!" — und das alles in sittlichem Ingrimm über des Teufels Gemeinheit und seine satanische Absicht, ihn niederzuziehen. Aber freilich, ob es auch bisweilen scheint, als ob die Liebe über die Lust und der gute Geist über den bösen triumphieren werde, der Satan weiß ihn herumzuholen. Faust bringt Gretchen in Schande und Verderben.

So scheint er wirklich zu verkommen; es scheint das um so mehr, als er nun auf den Blocksberg geführt wird, und sich ihm hier erst die eigentlichen Tiefen des Schmutzes aufthun. Aber nein, inmitten der Hölle selbst verspürt er Rührung und Sehnsucht, empfindet er Reue und Gewissensbisse. Er eilt zurück; da erhält er Kunde von Gretchens Elend und daß sie als Missethäterin im Gefängnis schmachtet; und als der Teufel mit tückischer Schadenfreude kreischt: „Sie ist die erste nicht," da nennt er ihn „Hund," „Abscheuliches Untier," da entsetzt er sich vor diesem Sohn der Hölle. Und als er nun erst in der ergreifenden Kerkerscene all das Unglück sieht, das er angerichtet, da ist er im tiefsten Herzen erschüttert, da ist er der Verzweiflung nahe, da wünscht er, daß er doch nie geboren sein möchte. Höre auf zu winseln, rufen gewisse Kritiker, greife zu und rette sie, das ist Deine Pflicht, Du Verworfener! Allein er versucht ja sie zu retten, sie wegzureißen; aber sie sträubt sich dagegen; sie weiß, daß sie mit dem sündigen Leben brechen und sich der Gnade Gottes überlassen muß. So trifft den Faust keine Schuld; und im Interesse des Stückes war dieser Ausgang geboten.

Gretchens Rolle ist ausgespielt; über ihre Leiche hinweg geht es neuen Aufgaben entgegen. Faust hatte in der Liebe zu ihr wohl reine Freude gefunden, volle Befriedigung aber hatte ihm dieses schlichte, sonst freilich überaus liebliche Kind nicht bieten können. So muß ihn nach dem Pakte der Teufel weiter versuchen.

Es giebt viele, die an dem 1. Teile des Faust sich ge-

nügen lassen und von dem 2. nichts wissen wollen. Unzweifelhaft steht der 1. an poetischem Wert höher als der 2. Der 1. ist ausgezeichnet durch eine Fülle packender Gestalten und einen Strom frischen, fesselnden Lebens; in ihm ist alles individuell und plastisch, voller Realität und doch von der tiefsten Innerlichkeit; hier haben wir Treue in der Zeichnung und Lebhaftigkeit im Kolorit, und dabei ergeben sich aus allen Vorgängen große und bleibende Gesichtspunkte. Anders im 2. Teil. Hier stürmen weder Personen noch Ereignisse mit jener Gewalt auf uns ein, die ohne weiteres hinnimmt und in atemlose Spannung versetzt; hier treten uns die Dinge nicht in scharfen Umrissen entgegen, ja das Äußere ist oft nur da, um etwas Inneres allegorisch darzustellen, und gar manche Ausführung erscheint ungehörig und dunkel. Trotzalledem muß anerkannt werden, daß auch der 2. Teil reich ist an herrlichen Partien und daß er viel mehr gelesen und geschätzt zu werden verdient, als es der Fall ist; aber die Hauptsache: für das Verständnis des Faust und der Faustdichtung ist der 2. Teil ganz unentbehrlich. So verkehrt es wäre, über Schillers Wallenstein abzuurteilen, wenn man bloß die Piccolomini und nicht auch Wallensteins Tod gelesen hätte, so verkehrt ist es, bei Beurteilung des Faust den 2. Teil außer acht zu lassen. Hat denn der 1. Teil wirklich einen Abschluß? „Her zu mir!“ schreit Mephistophiles, als er mit Faust verschwindet, und Gretchens verhallende Stimme ruft: „Heinrich, Heinrich!“ Das ist kein Ende, sondern der Anfang zu einem neuen kampfreichen Leben. Aus Mephistophiles spricht das Böse, die Sünde, die Herzlosigkeit, aus Gretchen

die Liebe und der fromme Glaube. Diese beiden Mächte werden weiter um Fausts Seele ringen. Gesiegt hat bis jetzt weder die eine noch die andere. Von einem Ende kann also gar nicht geredet werden. Und schließlich weiß man jetzt recht gut, daß der Dichter von Haus aus das Stück über den 1. Teil fortzusetzen gewillt war. Wir müssen also unbedingt Fausts Entwickelung durch den 2. Teil hin verfolgen.

Faust, den wir auf blumigem Rasen gebettet sehen, wird durch den reizenden Gesang eines Elfenchors besänftigt und von erlebtem Graus befreit. Diese Scene hat den bittersten Tadel erfahren. Es soll schändlich sein, daß der große Mann alle die Schandthaten und Verbrechen, die er so eben verübt, und den steinerweichenden Jammer, dessen Zeuge er eben gewesen, so mir nichts dir nichts vergißt, und daß an uns die Zumutung gestellt wird, zu glauben, durch Lethes Flut sei alles verklärt und entschuldigt. Allein Faust hat ja Buße gethan, und dieselbe ist kräftig und anschaulich dargestellt worden; und wenn sie uns zu kurz und zu wenig dauerhaft erscheint, so hat der Dichter von seinem Rechte Gebrauch gemacht, allmählich sich entwickelnde Vorgänge in einen einmaligen Akt zusammenzufassen. Auch hat man hier wieder wie an anderen Stellen daran zu denken, daß Faust zu neuem Handeln berufen ist, und daß er sich darum gezwungen sieht, von dem Alten sich abzuwenden. So erklärt es sich, daß er ein anderer ist, als er erwacht, daß ihn neues Lebensgefühl durchströmt, daß er wieder zu ringen und zu streben beginnt. Aber während er früher das haben wollte, was dem Menschen, auch dem höchsten, versagt ist, greift er von jetzt ab

nach dem Erreichbaren; die Sonne, das Symbol der Gottheit, soll ihm jetzt im Rücken bleiben; nach dem Wasserfall und dem schönen Regenbogen, den das Himmelslicht aus ihm hervorzaubert, will er schauen; denn, so sagt er tiefsinnig, „am farb'gen Abglanz haben wir das Leben.“ Er bescheidet sich also von jetzt ab; er erkennt an, daß die höchste Erkenntnis nur bei der Gottheit zu finden ist, und daß wir zufrieden sein können, wenn wir das Himmlische im Irdischen sich wiederspiegeln sehen.

Nun geht es hinein in die große Welt. Faust und Mephistophiles erscheinen am Kaiserhofe als Zauberer und erlangen durch Erfindung des Papiergeldes hohen Einfluß. Aber der Kaiser, der ein solches Wunder hat geschehen sehen, verlangt nun noch größere Dinge, er verlangt, daß Helena und Paris aus dem Hades heraufbeschworen werden. Um diesen Wunsch zu erfüllen muß Faust zu den Müttern, den Ideen und Urbildern der Dinge, hinabsteigen. Sein Wagnis gelingt. Paris und Helena erscheinen; als aber Faust der Helena ansichtig wird und in ihr die vollkommene, die ideale Schönheit erblickt, da wird er von heißer Liebe zu ihr und von heftiger Eifersucht auf Paris erfaßt, er ergreift die Helena; da erfolgt eine Explosion, und Faust stürzt besinnungslos zu Boden.

Im 2. Akt tritt Faust von seinem alten Studierzimmer aus, wohin ihn Mephistophiles geführt hat, mit diesem und der wundersamen, von Wagner geschaffenen, menschähnlichen Kreatur Homunculus die Reise in die Pharsalische Ebene an, wo die Klassische Walpurgisnacht sich abspielt. Faust muß die Helena wiedersehen und muß sie besitzen; sie ist nicht bloß die schönste

Frau, sie ist das Symbol aller Schönheit. So bedeutet das leidenschaftliche Verlangen, das er nach ihr empfindet, nichts anderes als sein tiefinneres Sehnen nach dem Schönen und Idealen. Er ist auch hier wieder der Titane. Bei der ersten Begegnung hatte er die Erfahrung machen müssen, daß auf diesem Gebiete wildes, leidenschaftliches Anstürmen nicht zum Ziele führt; aber entmutigt ist er dadurch nicht; er lebt ganz der Erreichung seines Zieles. Ihn zu heben und sein besonnenes Streben in helles Licht zu setzen, ist Homunculus wie geschaffen. Homunculus, das auf chemischem Wege gebildete Menschlein, das in schützender Glasumhüllung mit nach dem klassischen Boden gezogen ist, wird hingerissen von der Erscheinung der liebreizenden Galatea; er will sich ihr nähern; da bricht das Glas und er muß sterben; Faust aber, der rechte, volle Mensch, der seine hohen Pläne mit Nachdruck und Kraft verfolgt, weiß sich die Helena allen Hindernissen zum Trotz zu erkämpfen.

Wie das geschieht, erzählt der 3. Akt. Helena flüchtet nach ihrer Rückkehr von Troja vor ihrem Gemahl Menelaus in die Gothische Burg eines mittelalterlichen Ritters, des Faust; allerdings ein großes Phantasiestück; aber wo gäbe es in diesem Stücke und diesen Geistern gegenüber noch eine Schranke des Raums und der Zeit. Faust huldigt ihr und wird zu Gnaden angenommen. In Arkadien führen sie ein seliges Leben. Aber gerade als das höchste Glück erreicht scheint, als ihnen ein Sohn geboren ist, der herrliche Euphorion, der die Schönheit der Mutter und die Geisteskraft des Vaters in sich vereinigt und die Leyer schlägt wie Apollo, gerade da tritt der Umschlag ein.

Als der beflügelte Euphorion, dem Goethe bekanntlich so viele Züge von Lord Byron gegeben, gerade einen hohen Flug zu nehmen versucht, weil er in der Ferne die Griechen ihre Freiheitsschlachten schlagen sieht, da stürzt er zu den Füßen der Eltern tot nieder; da verschwindet Helena, ihrem toten Sohne in die Unterwelt nachfolgend; und auch Faust wird von Wolken davon getragen. — Es ist längst erkannt, daß der tiefere Sinn der Verbindung Fausts mit Helena die Neubildung Fausts, d. h. die Neubildung Goethes und der Menschheit durch das Studium Griechischer Litteratur und Kunst ist. Denn Griechenland war für den Dichter und für die moderne Welt die Quelle der Schönheit und Harmonie. Hält man dies fest, so sieht man ein, wie albern die Bemerkung ist, ein Kuß von Gretchen sei mehr wert als alle Helenas. Helena will gar nicht mit Gretchen an frischer Anmut rivalisieren; sie verkörpert eine Idee, das schöne Altertum, das mit dem Mittelalter sich verbindet und die Neuzeit ins Leben ruft. — Doch war auch das Zusammensein mit Helena das Bild ästhetischen Genusses, Genuß war es doch. Aber Genuß ist nicht des Menschen höchste Bestimmung. Aus diesem Grunde verschwindet Helena, aus diesem Grunde wird der Schönheitsbund getrennt, und Faust tritt in die letzte und höchste Periode seines Lebens ein, in die Periode freischaffender Thätigkeit.

Faust will arbeiten und in der Arbeit als solcher seinen Lohn finden, und zwar begeistert er sich für den Gedanken, dem immer wieder hereinbrechenden Meere durch Dämme Schranken zu setzen und das so gewonnene Land durch Anbau

nützlich zu machen. Aber wie soll er Herr des Bodens werden? Mephistophiles weiß Rat. Der Kaiser, dem das Papiergeld ein Fluch geworden ist, hat eben gegen einen Gegenkaiser, der sich aufgeworfen, die Entscheidungsschlacht zu bestehen. Die helfen ihm Mephistophiles und Faust gewinnen, und dafür wird dieser mit dem Lande belohnt, das er der Habgier des Meeres entreißen wird.

Eine wie großartige Thätigkeit er nun entfaltet, wie Äcker und Wiesen und Dörfer und Kanäle entstehen, wie der Handel gedeiht und die Schifffahrt blüht, das zeigt der 5. und letzte Akt. Faust erscheint wie ein Schöpfer von unbeschränkter Macht. Aber auf der Höhe des Glücks selbst soll er erfahren, daß der Mensch, auch der titanische, nur Mensch ist. Seine Macht hat ihre Schranken. Philemon und Baucis, hochbetagte, brave Leute, können sich nicht dazu verstehen, ihm ihre liebe, alte Hütte abzutreten, an deren Stelle er gern einen Aussichtsturm errichten möchte. Er will das Paar anderswo und viel besser anbringen. Aber Mephistophiles macht kürzeren Proceß. Er legt Feuer an die Hütte und verbrennt sie mitsamt ihren Bewohnern. Diese Schandthat hat Faust allerdings weder geplant noch gutgeheißen, aber er hat doch seinen Teil Schuld an ihr; er hat sich ja dem Bösen verschrieben und hat sein Gelüsten nicht bezähmt. So wird auch sein bestes Streben in das Gegenteil verkehrt, und ein kleiner Fehltritt erweitert sich gleich zu einem Verbrechen. Die Greuelthat aber, die an dem alten, braven Paare verübt wird, bildet nun den Wendepunkt in Fausts Leben. Von dem brennenden Häuschen her treibt der Wind eine Rauchwolke zu

ihm hin, und aus der Wolke gehen vier graue Weiber hervor, der Mangel, die Schuld, die Sorge, die Not, und wenn auch drei von ihnen in das Haus des Reichen nicht eingehen, weil dort für sie kein Platz ist, die furchtbarste, die Sorge, jene Sorge, mit der die Reue verbunden ist, dringt zu ihm ein und verdüstert seine letzten Tage. Kann sie auch seinen Mut und seine Strebekraft nicht brechen, so kann sie ihm doch Hindernisse bereiten; und das thut sie; sie haucht ihn an, und er erblindet. Aber auch so will er nicht feiern. Er ist ein alter, vereinsamter, mit Blindheit geschlagener Mann und geht seinem Ende mit so schnellen Schritten entgegen, daß auf Geheiß des Mephistophiles die Lemuren, die gespenstischen Geister der Verwesung, bereits sein Grab graben, und doch ist er noch immer voller Schaffensdrang und Thatendurst. Ungestüm wie in seiner Jugend befiehlt er, daß alles Hand anlege einen Graben durch das Land zu ziehen, daß der Boden gesund gemacht und zu einer Wohnstätte für unzählige Menschen bereitet werde. — Dieser Punkt ist von der höchsten Wichtigkeit. Faust denkt nicht mehr an sich sondern an seine Mitmenschen, nicht sein Wohl, sondern das seiner Nächsten hat er im Auge. Er hat also den Egoismus überwunden und sich zur sittlichen Höhe der Nächstenliebe aufgeschwungen. Denn wie denkt er sich die Geschlechter, die dort wohnen sollen? Als ein edles, unerschrocknes Volk, das brüderlichen Gemeinsinn hat und das sich Leben und Freiheit im täglichen Kampfe neu verdient. Dies ist sein Wunsch: „Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn, Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn. Zum Augenblicke dürft' ich sagen: Verweile doch, du bist

so schön! Es kann die Spur von meinen Erdentagen Nicht in Äonen untergehn. Im Vorgefühl von solchem hohen Glück Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick." Kaum hat er das gesagt, so sinkt er zurück; er ist tot; so stand es ja im Pakt geschrieben; die Lemuren fassen ihn und legen ihn auf den Boden. — Jetzt fällt die große Entscheidung: Gehört Faust der Hölle oder dem Himmel? Mephistophiles meint, er sei sein; es war ja ausbedungen, daß Faust ihm verfallen solle, wenn er zum Augenblicke sage: Verweile doch, du bist so schön! Und war das nicht geschehen? Allerdings, aber in anderem Sinne als es dort gemeint war. Nur wenn sich Faust auf das Faulbett legen, im Sinnengenuß aufgehen und darin wirkliches Glück finden würde, nur dann sollte er die Wette verlieren; und von dem allen war nichts geschehen; im Gegenteil; Faust hatte schon in der Begegnung mit Gretchen und dann den ganzen zweiten Teil hindurch vor der teuflischen Gemeinheit mehr und mehr Grauen empfunden und sich allen Hindernissen zum Trotz zu einem Leben mit sittlichem Wollen und sittlichem Thun emporgeschwungen; geirrt hatte er freilich, sogar schwer gefrevelt; aber hatte nicht der erhabene Herr des Himmels in seiner Gnade und Weisheit geäußert: „Es irrt der Mensch, so lang er strebt?" Hatte er nicht dem Satan vorausgesagt: „Und steh beschämt, wenn Du bekennen mußt: Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange Ist sich des rechten Weges wohl bewußt?" Faust hatte sich immer wieder des angebornen Adels erinnert und dem Göttlichen in seiner Natur zum Siege über das Gemeine verholfen. Darum kann und darf Mephistophiles dieser Seele nicht Herr

werden. So erscheint denn eine Engelsschar von oben, befreit die Seele des Titanen aus den Klauen des Bösewichts und schwebt mit ihr aufwärts zu Gott.

Dieser Ausgang ist echt Goethisch, insofern Goethe es einmal direkt als seine Überzeugung ausspricht, beim Tode falle vom Menschen der irdische Wust als überwundene Qual ab, damit er rein in die Hände seines Schöpfers zurückkehre. Christlich, evangelisch ist er nicht. Selbst daß Faust zuletzt gut handelt, sichert ihm noch keinen Platz im Himmel. Er hat nicht geglaubt, ja er hat sich von Gott noch ganz zuletzt geflissentlich abgewandt. Es ist also seine Rettung mit der Lehre der Schrift nicht vereinbar. Darüber kann gar kein Zweifel herrschen. Und doch ist ein Zug in dieser Geschichte christlich, der nämlich, daß sich die Gnade Gottes ins Mittel legt und den Verlornen errettet. Faust hat die Seligkeit nicht verdient, Gott schenkt sie ihm aus Gnaden. Die Schlußscene, in der dies dargestellt wird, hat einen katholischen Zuschnitt. Ehe Faust zur Seligkeit eingeht, hat er eine stufenweise Läuterung durchzumachen. Es erfolgt ein Emporsteigen aus niederen in höhere Sphären, in deren jeder etwas von den irdischen Schlacken abgethan und größere Reinheit erzielt wird. Warum griff Goethe zu dieser katholischen Einkleidung? Einmal weil er der Fürbitte der Heiligen bedurfte, da sein Faust für den Himmel offenbar nicht reif war; sodann weil er Verlangen trug, Faust wieder mit Gretchen zu vereinigen und zu zeigen, wie Gretchen zu den Seligen gehöre und ihre Liebe zu Faust so wenig verloren habe, wie er jemals aufhörte ihrer in tiefster Ergebenheit zu gedenken; und endlich

ist es unbestreitbar, daß ihm die katholischen Legenden mit der Gegenständlichkeit ihrer Gebilde und der Fülle ihrer Figuren erwünschte Gelegenheit boten, rein geistige Vorgänge dem Auge in konkreter Fassung und schillernder Farbenpracht vorzuführen.

Als Faust bereits verschiedene Stationen durchgemacht hat, gelangt er zur Mater gloriosa, der Mutter des Heilandes. Neben ihr knieen drei große Büßerinnen, und zu ihnen gesellt sich eine vierte, die ehemals Gretchen hieß, und alle vier bitten für den neuen Himmelsbürger, und die mater gloriosa weist Gretchen mit ihm nach oben. Es geht also Gretchen ihrem Geliebten zur Verklärung voran, wie sie ihn schon auf Erden gehoben und geläutert hatte. Rechnen wir dazu ihre warme Fürbitte und die Gnade der Jungfrau, so verstehen wir annähernd das schöne Wort, womit das grandiose Gedicht schließt: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan."

Nach diesem Überblick brauchen wir nicht mehr ängstlich zu fragen, ob wir auch ein Recht haben, Faust einen Titanen zu nennen. Was ihn uns teuer und wert macht und ihm immer und ewig unser Interesse und unsere lebhafteste Teilnahme sichert, das ist nicht diese und jene einzelne That, und wenn sie noch so absonderlich oder großartig wäre, sondern das ist der Grundzug seines Wesens, das was erst den Faust zum Faust macht, das Ankämpfen gegen die Schranken der menschlichen Natur, das Hinauswollen über die dem Sterblichen gezogenen Grenzen, das aus der Tiefe der Seele hervorbrechende und von der Gewalt der Leidenschaft getragene Begehren, alle Erkenntnis und allen Genuß, die höchste Macht, die höchste Befriedigung

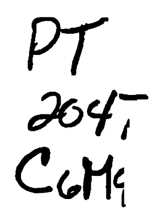
zu erreichen. Und das war ja eben, wie wir früher sahen, das Eigenartige an den Titanen. Übrigens ist die Bezeichnung älter als man glauben sollte. Schon das Faustbuch vergleicht Faust mit einem der Titanen, die gegen Gott kriegen wollten. Dann hat J. Paul im Jahre 1810 den bezeichnenden Ausspruch gethan, die Tragödie sei gegen die Titanenfrechheit geschrieben. Und endlich hat neuerdings G. v. Loeper, der ausgezeichnete Goetheforscher, jenen Ausspruch umgekehrt und gesagt, die Tragödie schildere die Berechtigung titanischen Strebens. Ich glaube, wir treffen das Rechte, wenn wir beide Aussprüche verbinden. Es wird mehr die Titanenfrechheit gezeichnet im 1., und mehr die Berechtigung titanischen Strebens im 2. Teil. So lange Faust den Himmel zu stürmen, alles Wissen in sich zu vereinen und, als ihm das nicht gelingt, dieser Welt Freuden zu genießen sucht, richtet er nur Unheil an; als er sich auf die Erde beschränkt und mit Thatkraft und Selbstlosigkeit schafft, wird sein titanisches Streben geläutert und gereicht andern und ihm selber zum Segen. Denn daß er in Gnaden angenommen wird, ist zwar ein Akt göttlicher Güte, aber doch zugleich ein Triumph seiner Thaten.

Es thut nicht not in einer Schlußbemerkung auszuführen, worin die beiden Titanen Prometheus und Faust sich gleichen und worin sie verschieden sind. Wo die Gelegenheit sich bot, ist auf die Beziehungen, die zwischen ihnen und zwischen den Dichtungen und den Dichtern obwalten, hingewiesen worden.

Nur einen Punkt möchte ich noch erwähnen. Der moderne Titane hat vor dem antiken dies voraus, daß er ein viel größeres Gebiet, daß er das ganze Universum mit seinen Plänen und Thaten umspannt und daß er die Tiefen der Menschenseele mit ihrem Hoffen und Wünschen, Lieben und Hassen, Zweifeln und Glauben viel besser, viel gründlicher kennt, daß er also in seiner Person und seinen Bestrebungen eine viel größere Fülle von anziehenden und fesselnden Momenten bietet; es ist eben Faust die Tragödie der neuen, wunderbar entwickelten Zeit. Aber auch der antike Titane, der Held des Aischylos, hat seine Vorzüge, und die liegen vor allem in der Einfachheit und Klarheit des Problems sowie in dem durchaus befriedigenden Abschluß. Der Aischyleische Prometheus endet mit einer Lösung des Konflikts, wie sie nicht schöner gedacht werden kann. Der starre Sinn der Gegner wird gebrochen, sie verlassen den früheren, in der Einseitigkeit unberechtigten Standpunkt und einen sich mit Wohlwollen und Verständnis zu dauerndem Frieden. Nicht so bei Goethe. Zwar wer mit H. Grimm in dem Evangelium der Erlösung des Menschen durch Thätigkeit etwas Hohes und Heiliges findet, und wer mit ihm meint, die volle Weisheit dieses Buches sei uns noch verschlossen und werde erst nach hundert oder tausend Jahren ganz gewürdigt werden, der wird Fausts Rettung für selbstverständlich erklären. Diejenigen dagegen, die sich wohl des sittlichen Aufschwungs freuen, den Faust nimmt, aber seine That doch nicht über Gebühr schätzen, die werden die Lösung nicht als gelungen bezeichnen können. Ich sagte vorher, es sei in gewissem Sinne eine erfreuliche That-

sache, daß er am Schlusse zu christlichen Lehren seine Zuflucht genommen habe. Aber freilich, es ist das mehr ein Akt der Verlegenheit als innerer Notwendigkeit. Der christliche Himmel, den er am Schluß vorführt, ist nur ein deus ex machina, nichts weiter, und er wird gewaltsam herbeigezogen, damit der Held selig werden kann. Das ist der schwächste Punkt an dem herrlichen Gedichte. Für den Faust, der mit souveräner Verachtung auf den geoffenbarten Gott herabsieht und zuletzt im Schaffen seine Seligkeit findet, paßt kein Himmel; oder sollte der Himmel beibehalten werden, so mußte sich Faust ganz anders entwickeln, nämlich sich zu Gott hinwenden, mit Demut aus seinen Händen die Gnade empfangen, und so einen diesseitigen Bekehrungsproceß durchmachen. Diese Lösung, wie sie das Evangelium bietet, hat Goethe nicht gefunden; eine andere aber giebt es nicht; so kann das Stück in seinem spekulativen Ergebnis keine volle Befriedigung gewähren. Das kann man sich klar machen, ohne deshalb von dem Riesenwerk gering zu denken oder Schaden zu befürchten; es bleibt auch in seiner Unfertigkeit um seines Problems und um seines titanischen Charakters willen das größte Gedicht der deutschen Litteratur.

Druck der Heynemann'schen Buchdruckerei in Halle.
(J. Fricke & F. Beyer).


PT
2047
C6M9

